

2

Kenia

Die Max-Planck-Gesellschaft wünschte damals rechtzeitig zu erfahren, wann ihre Wissenschaftler wochenlange Reisen nach Übersee planen, um die betreffenden Botschaften informieren zu können. Diesmal arrangierte das Kanzleramt die nötigen Vorbereitungen insgeheim mit der deutschen Botschaft in Nairobi. Mein Assistent Uli Reyer, später Professor in Zürich, analysierte damals am Nakuru-See Ökologie und Sozialverhalten tropischer Eisvögel. Zur Ökologie gehört auch Botanik. Für dieses Gebiet fühlte sich Loki – wie sich herausstellte, zu Recht – gerüstet. Schon ihr Vater war passionierter Freizeitbotaniker, und als Kind waren ihr, wie sie sagte, die 15 Bände der Flora von Deutschland das „liebste Bilderbuch“.

Tagebuch: Ankunft in Kenia

Am 11. Januar 1976, pünktlich um 7.00 Uhr landet der Lufthansa-Jumbo mit Loki an Bord auf dem Jomo Kenyatta Flughafen. Uta und ich blicken aufs Rollfeld, wo Loki und ihr Sicherheitsbeamter von Botschafter Heimsoeth mit kleinem Gefolge empfangen werden. Uns führt ein Herr

vom kenianischen Protokoll in den Roten Salon mit roten Plüschmöbeln und ebensolchem Plüschteppich. Auf dem Tisch steht für Loki Schreibzeug bereit, ein goldener Federhalter zum Eintrag ins Buch der Stadt. Loki wird begleitet von Günter Warnholz, ihrem langjährigen freundlichen Personenschutzbeamten. Nach unserer Begrüßung warten wir zusammen, bis die Pässe durchgelotst sind und das Gepäck sich eingefunden hat. Dann geht es zum Frühstück ins Haus des Botschafters.

Anschließend wartet vor dem Haus neben unserem Wagen ein neuer Landrover mit umfangreicher Zelt- und Safariausrüstung, von der wir fast die Hälfte als überflüssig aussortieren. Dann führen wir unsere „Hilfskräfte“ zum „Afrika-Schnuppern“ – beim besten Nachmittags-Fotolicht – in den Nairobi-Park, sieben Kilometer südlich der Stadt. Zur Ehre des Tages stehen in freier Wildbahn zahlreiche zoobekannte Großtiere und Vögel zur Schau, am Weg viele Perlhühner und Giraffen, Zebras kämpfen, eine Rhino-Mutter zeigt sich mit zwei Jungen, ein Trupp Paviane wartet etwas abseits. Und schließlich schwimmen die mythisch verfeindeten Ungeheuer Behemoth und Leviathan, jetzt Nilpferd und Krokodil, friedlich miteinander im Hippo-Pool. Doch so friedlich sind sie gar nicht. Immerhin töten in Afrika Flusspferde mehr Menschen als jeder andere Pflanzenfresser und Krokodile mehr als jeder andere Fleischfresser.

Abends geben Heimsoeths ein exzellentes Essen bei Kerzenlicht, das Silberbesteck trägt den schwarzen Adler am Griff, zwischen den wappentragenden Tellern liegen Spitzendeckchen. Aufgetragen wird von einem schwarzen Afrikaner in Livree und weißen Handschuhen. Demnächst wird es rustikaler zugehen.

Tagebuch: Naivasha-See

Früh am Morgen des 12. Januars starten wir von Nairobi aus. Der Name entstand aus *Engare Nyarobie* der Masai-Sprache und meint „Ort der kühlen Wasser“. Trotz der tropischen Klimazone ist die Stadt wegen ihrer Höhenlage (1624 m über Normal-Null) für Europäer klimatisch angenehm. Auf dem Weg entlang der A104 nach Norden wird es immer wärmer, nicht nur mit zunehmender Sonne, sondern weil die Seen, die wir kurz besuchen werden, immer tiefer und schließlich am heißen, trockenen Boden des Grabens liegen.

An einem Wegstück am Escarpment, der Abbruchkante des Grabenbruchs hinunter, steht rechts an der Straße eine kleine Kapelle. Wie sie hierhin kam, ist rechts hinter dem Altar an der Wand zu lesen:

Sanctae Mariae Angelorum dicata – A. D. MCMXLIII – ITALIAN P. O. W.

Italienische Kriegsgefangene haben die Straße, auf der wir fahren, gebaut und schufen 1943 auch das Kirchlein. Sie widmeten es Maria, der Königin der Engel. Heute sieht man links hinab zum Boden des Grabenbruchs eine Satellitenstation. Sie instrumentalisiert die weite Steppenlandschaft für moderne Kommunikation, nicht jedoch mit den Engeln. Der Straße folgend bestimmt im Westen der bis zu 2780 m flach ansteigende Longonot-Vulkan das Landschaftsbild.

Nach einer Stunde sind wir am Naivasha-See, in 1880 m Höhe der höchstgelegene in der Seenkette und ausnahmsweise ein Süßwassersee. Sein Name kommt vom Massai-

Ausdruck „*nai posha*“, „unruhiges Wasser“. Alle folgenden Seen sind salzig durch Soda (Natriumcarbonat), ausgeschwemmt aus den Kraterhängen und aus der Vulkanlava im Boden.

Der Naivasha-See hat zurzeit recht wenig Wasser und bietet ein mir ungewohntes Bild: Im ufernahen Papierschilf-Dickicht (*Cyperus papyrus*) ragen die dunkelbraunen Rücken vieler Flusskrebse über die Wasseroberfläche. Es sind eingeführte Rote Amerikanische Sumpfkrebse (*Procambarus clarkii*), hübsch anzusehen mit ihren leuchtend rot bedornten Scheren. Sie warten auf die Dunkelheit. Dann gehen sie ans Ufer und fressen Gras und Sumpfpflanzen. Dieser Krebs ist auch in Europa eingeführt worden, weil er als Allesfresser mit vegetarischer Kost zufrieden und leicht in Mengen zu züchten ist. Die Masse macht's, obzwar er mit nur 12 cm Länge kleiner bleibt als der europäische Flusskrebs. Durch Sumpfkrebse, die aus Zuchtteichen entkommen sind, ist der Bestand unserer Flusskrebse daheim mittlerweile sogar gefährdet.

Der Naivasha-See hat sich verändert. Als ich zum ersten Mal vor zehn Jahren hier war, umgab den See ein dichter Bestand von 25 m hohen Feigenbäumen und Fieberakazien (*Acacia xanthophloëa*). Da konnte man sich Malariafieber holen, aber nicht von den Akazien, sondern von den *Anopheles*-Mücken, die dieselben feuchten Stellen bevorzugen. Feigenbäume ernähren mit ihren Früchten, die einzeln oder in Bündeln am Stamm stehen, alles mögliche Getier, das dort oben hinkommt, Vögel und Affen am Tag, Flughunde in der Nacht.

Es war ein Eldorado für Zoologen. Im Flachwasser gab es weite Papyrusbestände. In den Lagunen blühten blaue

Kap-Seerosen (*Nymphaea caerulea*). Im klaren Wasser waren schon vom Ufer aus Buntbarsche (*Tilapia zillii*, *Oreochromis leucostictus*) und Barben (*Barbus amphigramma*) zu sehen, allerdings auch der aus Nordamerika stammende Forellenbarsch (*Micropterus salmoides*), den die Fischer lieben, weil er fast einen Meter lang und zehn Kilogramm schwer wird. Am Seeufer saßen auf waagrechten Baumästen Schreiseeadler (*Haliaeetus vocifer*), unverwechselbar und malerisch, Kopf und Brust weiß, die Flügeldecken braunschwarz mit Kupferglanz. Die jauchzenden Duettschreie der Paare, die dabei den Kopf auf den Rücken werfen (übrigens auch im Flug), begannen schon früh am Morgen und ertönten tagsüber immer wieder, meist gerichtet an einen über sie fliegenden Artgenossen oder als Antwort auf ein Nachbarpaar. Das ganze Ufer entlang grenzte Revier an Revier, denn Fische und Blesshühner vom See boten reichliche und leicht erreichbare Nahrung. Wie der Adlerkenner Leslie Brown beschreibt, mussten selbst Altvögel, die Junge zu füttern hatten, höchstens zwei Stunden am Tag „arbeiten“. Um 10 Uhr am Morgen war alles getan, und die restliche Zeit war frei für Soziales und Flugspiele. Freizeit ist im Tierreich selten, sie ist aber der Nährboden für spielerische Erfindungen.

Vor Jahren zählte Leslie Brown 70 Adlerpaare am Naivasha-See. Im Laufe der letzten Jahre nahm ihre Zahl ständig ab. Loki bekommt nur noch zwei Paare zu sehen und zu hören. Als ein Adler einen kleinen Ast zum Horst trägt und beim anderen Paar eine Begattung zu sehen ist, möchte Loki wissen, ob gerade Brutzeit sei. Ist es aber nicht. Die Adler haben keine bestimmte Brutzeit und bringen immer wieder mal einen Zweig in ihr riesiges Nest, das generationenlang

benutzt wird. Außerdem begatten sich Schreiseeadler-Paare an jedem beliebigen Tag im Jahr. Das scheint, wie auch bei manchen anderen Tieren – den Menschen eingeschlossen –, für eine lebenslange Partnerbindung wichtig zu sein.

Als Nahrung hatten den hiesigen Adlern neben Fisch auch die schwarzen Kammblesshühner (*Fulica cristata*) mit ihren zwei auffälligen roten „Knöpfen“ oben auf der weißen Stirn gedient. Wir sehen aber keine. Die Veränderungen am See begannen, als man 1970 (aus mir unbekanntem Grund) die Schwimmpflanze *Salvinia molesta* einführte, später auch noch die Wasserhyazinthe (*Eichhornia crassipes*). Beide bilden jetzt dichte schwimmende Matten und hindern die Sicht der Adler auf Fische. Unterwasserpflanzen, von denen zuvor die Blesshühner gelebt hatten, wurden vom eingeführten Sumpfkrebs vertilgt; der muss deshalb jetzt zum Fressen nachts an Land gehen. Immerhin können Touristen heute an einem Kiosk frisch zubereitete Krebse aus dem Naivasha-See erstehen.

Leider sind auch fast keine Kap-Seerosen mehr zu sehen und auch keine Purpurhühner (*Porphyrio madagascariensis*). Für die sind, oder vielmehr waren, die blühfertigen, aber noch untergetauchten großen Blütenknospen der Seerosen eine Delikatesse, mit der sie in einer unerwarteten Weise umgehen: Ein Purpurhuhn, das mit seinen riesigen rosaroten Füßen auf den schwimmenden Seerosenblättern läuft, schaut aufmerksam nach unten, pflückt dann, manchmal bis zu den Schultern ins Wasser reichend, mit dem Schnabel eine Knospe und zieht sie hoch, nimmt sie dann in einen Fuß, hält sie mit der Hinterzehe wie mit einem Daumen gegen die drei Vorderzehen, dreht sie geschickt mit dem Stielende nach oben, beißt die grünen Blatthüllen ab

und frisst schließlich das helle Blüteninnere, nämlich die sehr eiweißhaltigen Staubgefäße und Fruchtblätter. Es ist die einzige Ralle, die das „Fressen aus der Faust“ beherrscht, obwohl die langen Zehen dazu denkbar ungeeignet scheinen. Aus der Faust fressen sonst nur Papageien. Zwar halten auch Eulen und Tagraubvögel kleine Beute im Fuß, beugen aber dann den Schnabel zum Fuß und fressen zwischen den Zehen heraus. Dass Falken und Weihen das auch im Flug können, sahen wir später.

Bis 1967 gab es wenig Landwirtschaft am Ufer von Naivasha, aber dann kam der Blumenanbau für Europa. Zunächst eine Farm mit 300 Arbeitern für Nelken in bestellten Farben. Seither nehmen hier auf dem fruchtbaren Boden nicht nur die Blumenfelder, sondern auch die mit weißer Plane überzogenen Treibhäuser für Spraynelken, lil-la-weiße *Limonium* und neuerdings auch Rosen rasant zu. Ich bin schon oft hier gewesen und habe die bedenklichen Folgen – Billiglohn-Arbeiterslums, viele Chemikalien – erlebt, allerdings auch einige skurrile Naturschutzaktivitäten, zum Beispiel auf einer nahegelegenen riesigen *Pyrethrum*-Pflanzung. Aus den Blüten dieser Margeritenart wird ein natürliches Insektizid, eben das Pyrethrum, hergestellt als Ersatz für das gesundheitsschädliche DDT. Hier wurden jedoch die *Pyrethrum*-Pflanzen, um sie zu schützen, heftig mit DDT besprüht.

Tagebuch: Elmenteita-See

Etwas südlich vom Naivasha-See liegt die *Njorowa*-Schlucht zwischen zwei seit 200 Jahren erloschenen Vulkanen. Am Fuße des kleineren Vulkankegels donnert und faucht aus

Geysiren 200 °C heißer, schweflig riechender Dampf. Das schon aus einiger Entfernung vernehmbare Naturspektakel begründet den geläufigen Ortsnamen *Hell's Gate*, „Höllentor“. Neben Antilopen und Pavianen werken vor einem hölzernen Unterstand zwei Kikuyu-Männer mit Metallstücken und Rohren. Sie sind die allerfrüheste Vorhut der Kenya Power Company, die hier 2000 m über dem Meer bis in 1683 m Tiefe das erste geothermische Kraftwerk Afrikas bohrt; es wurde 1981 in Betrieb genommen.

Dieses Tor zur Hölle zwischen ansteigenden Klippen war einst das Bett eines Sees, an dem sich zwischen 1,4 Mio. und 200.000 Jahren vor unserer Zeit Frühmenschen aufhielten. Attraktiv war für sie eine Obsidian-Formation in der abgekühlten Lava. Noch immer liegen zahlreiche Obsidiansplinter am Boden. Louis Leakey grub in den 1920er-Jahren etwa 30 km weiter nördlich die am Elmenteita-See gelegene prähistorische Stätte Kariandusi aus und fand dort besonders viele Obsidian-Werkzeuge, meist flache, messerscharfe Abschlüge, die vermutlich zum Fleischschneiden gebraucht wurden.

Wir fahren weiter zum Elmenteita-See. Er liegt etwas über 1700 m hoch, ist vergleichsweise winzig, kaum tiefer als 1 m, hat keinen Abfluss und ist stark alkalisch. Es leben keine Fische in ihm, aber er bietet am Ufer und auf kleinen Inseln viel Platz für über 8000 Brutpaare vom Großen Flamingo (*Phoenicopterus roseus*) und 2000–8000 Brutpaare vom Rosapelikan (*Pelecanus onocrotalus*). Dorthin führt uns Leslie Brown. Er hat das Verhalten der Flamingos und ihre wechselnden Brutorte in den Fünfzigerjahren als Erster eingehend beobachtend untersucht. Beide Vogelarten können hier zwar ungestört brüten, finden aber ihre Nahrung im

13 km entfernten Nakuru-See. Um dorthin zu kommen, warten die bis 15 kg schweren Pelikane die warmen Aufwinde am Vormittag ab, die ihnen dann über die Hügelkette zwischen den beiden Seen hinweghelfen. Ihre Ankunft hatte ich oft am späten Vormittag am Nakuru-See beobachtet. Dorthin fahren wir als Nächstes.

Tagebuch: Nakuru-Einstimmung

In unserer Feldstation Baharini, einem flachen Steinhaus etwas abgelegen im Nakuru-Nationalpark, begrüßt uns John Hopcraft, jetzt gerade rußschwarz von einer Brandbekämpfung. Er ist hier geboren, aufgewachsen und bis heute auch zu Hause. Er ist ein Naturschutzidealist und will den See und seine Vogelwelt erhalten. Seine vom Vater ererbte Farm ließ er 1968 an die Regierung verkaufen, für 1/6 des von Farmern gebotenen Betrags. Noch hat er nicht alles Geld erhalten. Er arbeitet als Exekutivdirektor der Station, sorgt für das Gelände, baut an alten Häusern, beherbergt, beköstigt und führt Gäste, kauft Einrichtungen für ein Labor, bekommt aber nur sporadisch Gehalt. Vor einigen Jahren hat er mich eingeladen, mit meinen Mitarbeitern auf dem Gelände zu forschen.

Nun bezieht Loki hier Quartier. Ihr Zimmer misst knapp 12 Quadratmeter und enthält ein Bett, einen einfachen Schrank und einen Tisch mit Stuhl. Als Gastgeschenk überreicht sie dem Ehepaar Reyer zwei Pakete Toilettenpapier (rar in Kenia) und eine Flasche Gin (teuer in Kenia). Den Tipp dazu hatte wohl Botschafter Heimsoeth gegeben, der das Ehepaar Reyer vorsorglich besucht und praktische De-

tails mit ihnen besprochen hatte. Hier gibt es kein Fernsehen und fast nur kenianische Nachrichten im Radio und in der Zeitung. Eine Telefonhütte hundert Meter vom Haus entfernt hat kein Licht. Um abends nach Bonn zu telefonieren, braucht es eine Taschenlampe und außerdem viel Geduld, weil man stundenlang auf einem Schemel hockend auf eine Verbindung wartet.

Für diese Spartanik hält der See reichliche Entschädigung bereit. Er liegt in 1759 m Meereshöhe, ist an allen Seiten von Hügeln umgeben, hat keinen Abfluss und wird maximal vier Meter tief. Zur Einstimmung verbringen wir einen Tag am Ufer in einem Beobachtungsunterstand und haben das ganze belebte Panorama vor uns ausgebreitet. Früh am Morgen verebben allmählich die Rufe der Kröten und Frösche. Vogelstimmen beginnen, seewärts die heiseren Rufe der Stelz- und Watvögel und das Schnattern von Enten, aus dem ufernahen Gebüsch mehr melodische Kleinvogelgesänge. In der Ferne ruft ein Hippo, ein anderes antwortet mit tiefem Knurren, Wasserböcke (*Kobus ellipsiprymnus*) platschen durch den seichten Sumpf, nebenan starrt ein wunderhübscher Malachit-Eisvogel (*Alcedo cristata*) bewegungslos aufs Wasser. Über uns hinweg fliegt soeben ein Schwarm von etwa einhundert weißen Kuhreihern (*Bubulcus ibis*).

Dicht neben uns wartet ein Purpurreiher (*Ardea purpurea*). Da, wo er steht, flattert es im Wasser. Hier münden vier Baharini-Süßwasserquellen, und deshalb kommen viele Vögel zum Baden hierher und waschen ihr Gefieder, statt im trüben soda-alkalischen See. (Sein Wasser hat einen pH-Wert von 10,5). Auf der Seefläche finden wir mit dem Fernglas Zwergtaucher, Seeschwalben, Kormorane, Reiher, kleine Stelzvögel und Enten. Drüben am westlichen Ufer,

<http://www.springer.com/978-3-642-55364-6>

Wissenschaftliche Reisen mit Loki Schmidt

Mit einem Vorwort von Helmut Schmidt

Wickler, W.

2014, VII, 329 S. 11 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-642-55364-6